



List

**MICHAEL  
BRANDNER**  
KERL AUS  
KOKS

ROMAN

**Zweite Staffel**  
**Geschlossene Abteilungen**  
**1966–1972**

## 7

# Lehrjahre

»**Zeichner**«, hatte Paul seiner Mutter geantwortet. Zeichner, so lernte er, gab es jede Menge. Und nicht alle waren so unnütz, wie Mutti meinte.

»Das ist richtig klasse, was du da machst«, hatte Papa gesagt, als Paul ihm ein paar seiner neuesten Skizzen gezeigt hatte. »Aber weißt du, ob das was fürs Leben ist? Es heißt ja nicht umsonst brotlose Kunst.«

Auf die Idee, dass seine Zeichnungen Kunst sein könnten, war Paul noch gar nicht gekommen, aber das mit dem Brotlosen leuchtete ihm ein. Aus dem Besitz von Geld, gehortet in Sparschweinen, die keine Öffnung besaßen, hatte er sich nie etwas gemacht. Aber der Gedanke, es auszugeben, gefiel ihm. Sein eigener Herr sein. Sich nicht mehr von Mutti vorhalten lassen, was das Essen kostete, von dem er zu Hause nie genug runterbekam. Ein paar Abenteuer erleben, Autofahren lernen, reisen, sich die Welt ansehen. Mädchen kennenlernen. Solche wie die Lehrmädchen bei Cramer und Meermann. Wenn er es sich recht überlegte, war der Ernst des Lebens womöglich gar nicht so übel. Man musste wie bei allem nur versuchen, das Beste daraus zu machen.

Also sah er sich an, was außer Kunst noch gezeichnet wurde, und stieß auf den Beruf des Bauzeichners. So einer zeichnete Pläne für Architekten, die dann ihre Häuser danach bauten. Die Idee fand Papa gut: »Häuser werden schließlich immer gebraucht, und so gut wie die halbe Stadt liegt ja noch in Trümmern. Ich hör mich mal um.«

Da war es noch einmal – das Gefühl, zu einer großen, bunt zusammengewürfelten Familie zu gehören, weil man aus dem Pott stammte. Zu einer Familie, in der niemand viel hatte, aber jeder jedem half, wo er nur konnte. Papa kannte jemanden, der jemanden kannte, der jemanden kannte, und so landete Paul schließlich beim Architekturbüro Dahlmeier. Im November 66 unterschrieb Mutti dort seinen Lehrvertrag. Drei Jahre lang sollte er unter der Anleitung des jovialen Herrn Dahlmeier nun lernen, wie man mit Bleistift und Tusche die Grundlagen für ein Haus aufs Papier brachte.

Mutti war Feuer und Flamme. »Wenn du dich da bewährst, ist doch noch nicht alles verloren. Du kannst auf dem zweiten Bildungsweg dein Abitur nachmachen und Architekt werden. Wenn du deinem Arbeitgeber zeigst, dass du besser bist als die anderen und bereit, dich für die Firma einzusetzen, wird er dir sicher gern behilflich sein.«

Bauzeichner, das war nichts in Muttis Augen. Um ihr zu imponieren, brauchte es ein Architekturstudium. Unaufhörlich wiederholte sie die Geschichten vom Sohn des Friseurs, dem Neffen des Klempners oder der Tochter der Hauswirtsfrau, die »es zu was gebracht« hatten: Sie hatten sich aus der Klasse, in die sie hineingeboren worden waren, herausgearbeitet und die soziale Leiter erklommen. Zu jener Zeit, Ende der Sechzigerjahre, schien alles möglich, jeder Weg offen, die Sterne zum Greifen

nah. Und ihr Sohn, so betonte Mutti, gehörte schließlich genauso wenig in die Arbeiterklasse, in der sie durch Pech gelandet waren, wie sie selbst.

Tatsächlich gefiel Paul die Arbeit im Architekturbüro ziemlich gut. Er hätte nichts dagegen gehabt, Architekt zu werden und Häuser zu planen, in denen Menschen gerne wohnten. Aber studieren? Wieder jahrelang in einer Schulbank hocken und vor Bewegungsdrang mit den Füßen scharren? Es machte ihm Spaß, bei der Arbeit zu lernen, praktisch anzuwenden, was er erklärt bekam, und sich das meiste selbst anzueignen, indem er es ausprobierte. War das so viel schlechter als Theorie zu pauken? Warum konnte er nicht Architekt werden, indem er sich hier vor Ort die nötigen Kenntnisse erwarb?

»Wenn du's so gerne werden willst, schaffst du's ja vielleicht auch mit dem Abitur«, sagte Bernd. Sie gingen jetzt, wo sie beide Lehrlinge waren, nicht mehr so oft zum Fußballspielen, sondern öfter zum Tanzen ins Jugendheim oder anderswohin, wo man Mädchen traf. Manchmal aber saßen sie noch miteinander auf der Mauer vor dem Garagenhof, redeten oder schwiegen und baumelten mit den Beinen.

»Ja, vielleicht schaff ich's«, sagte Paul. »Meine Mutter sagt auch immer, ich müsste mich nur ein bisschen anstrengen. Und ich würde wirklich gern Architekt werden. Das Problem ist nur: Ich strengte mich nicht gern an.«

Das war nicht das einzige Problem. Ein anderes bestand darin, dass er viel zu viele Dinge gern tat, und wenn er sie alle getan hatte, blieb ihm zum Anstrengen keine Zeit mehr. Er machte gern Musik, brachte sich mithilfe von Kassetten das Singen bei, er zeichnete und malte, hing mit seinen Freunden herum, feuerte Dortmund an, fläzte sich mit Papa vor der Glotze und liebte das Kino.

»Du musst dich konzentrieren«, hatten schon die Lehrer auf dem Gymnasium ihn fortwährend ermahnt. Aber dazu hätte das Leben nicht so bunt und vielfältig sein dürfen, nicht so verlockend und voller Reize.

Nach dem ersten Lehrjahr absolvierte er neun Monate lang ein Praktikum als Maurer bei einer Firma namens Freundlich. Der Name gefiel Paul. Die Arbeit weniger. Unter seinem ersten Einsatz auf einer Baustelle hatte er sich etwas anderes vorgestellt als das Beheizen und Ausfegen von Bauwagen.

Aber die Kollegen mochte er. Kerle wie Bäume, die in den Pausen locker drei Bier hintereinander wegkippten und hinterher wieder zur Kelle griffen, als wenn nichts wäre. Die Schimpfwörter, mit denen sie sich gegenseitig betitelten, erinnerten ihn an die Sonntage bei Papas Familie:

»Was denkst du dir eigentlich dabei, du Flachmeißel?«

»Welche Flitzpiepe hat denn den Mist verzapft?«

»Legste vielleicht mal einen Zahn zu, du Pflaumenaugust? Das Ding sollte vor der Rente noch fertig werden.«

Paul fühlte sich unter ihnen wohl. Die Männer nannten ihn Bohnenstange, hatten ihn nach ein paar Tagen gewissermaßen adoptiert und verhielten sich ihm gegenüber beschützend wie eine ganze Schar Väter.

»Du kommst auch mit jedem Pack aus«, bemerkte Mutti.

Über den Satz dachte Paul eine ganze Weile lang nach. Etwas Wahres war daran: Er kam mit den meisten Leuten klar, fand die meisten Leute nett, hatte sie gern um sich und richtete sich mit ihnen ein. Die eine oder andere Macke hatte jeder, aber mit fast allen konnte man sich arrangieren, und die Macken machten es nur amüsanter. Und faszinierender.

Selbst der Weg zur Arbeit, um vier Uhr aufstehen mit Papa, wenn der Frühschicht hatte, dann einen Kilometer zu Fuß zum Bus, in der Stadt umsteigen in die Straßenbahn und dann noch mal ein Stück mit dem Bus. Jeden Morgen und Abend eineinhalb Stunden, die oft von Theo versüßt wurden.

Theo war etwas verwirrt aus dem Krieg zurückgekommen und spielte in den Bussen und Bahnen, mit Mundharmonika und Tamburin bewaffnet, Volkslieder und Schlager. Der Fahrer kündigte ihn an, und Theo brachte jedes Mal die meisten der halb wachen Pendler dazu mitzusingen. Selbst morgens um fünf. Die Macht der Musik. Und das Talent von Menschen wie Theo. Schönheit, fand Paul, brauchte auf jeden Fall eine Macke. Susanne, das Mädchen, auf das er ein paar Wochen lang mit allen Gedanken und Gefühlen fixiert war, hatte Beine wie Brigitte Bardot, Haare wie Sophia Loren, doch vor allem hatte sie einen Silberblick, den nur sie allein besaß. »Der laufen ja die Tränen den Rücken runter«, lautete Muttis Kommentar, und fortan nannte sie Susanne die Schiel-Suse.

Paul aber fand, dass dieser Silberblick Susanne schön machte, während sie ohne ihn nur eines von etlichen hübschen Mädchen gewesen wäre, mit denen er und seine Freunde die Wochenenden durchtanzten. Das leichte Schielen verlieh ihr etwas Geheimnisvolles, etwas Einzigartiges, das er nicht vergessen würde, auch wenn die Welt voller Mädchen schien und er Susanne Wittkowski aus Dortmund-Hörde vermutlich nie wiedersehen würde.

Ja, Paul mochte erst mal alle Menschen, aber sobald ein weibliches Wesen auftauchte, waren seine Antennen bei ihm.

Rita und Betty aus der Nachbarwohnung hatten ihn vom ersten Augenblick an fasziniert. Beide waren umgänglich und aufgeschlossen und aus den zufälligen Begegnungen wurde mit Rita schnell mehr. Sie war in seinem Alter, aber erfahrener und zielstrebig. Rita küsste ihn zuerst und zog ihn auf die Couch im Beatkeller. Fummeln war jedoch alles, was lief, und ihr Höschen blieb an.

Als Rita während ihrer Ausbildung zur Krankenschwester zu einer dreiwöchigen Schulung musste, klopfte plötzlich Betty an die Stahltür. Ihre Anwesenheit machte ihn nervös, was sie sichtlich freute. Er war dabei, eine neue Box anzuschließen, rutschte ab und der Schraubenzieher landete im Finger. Er fluchte, drehte sich um, und als wäre es das normalste von der Welt, sprang Betty auf und steckte sich den Finger in den Mund. Das war ein so intimer Akt, dass die Luft knisterte.

Nach einer gefühlten Ewigkeit schaute sie auf, sagte: »Es blutet nicht mehr« und küsste ihn. Es wurde ein sehr langer Kuss. Zusammen mit ihr verlor er seine Unschuld.

Ein schlechtes Gewissen namens Rita schlich vorüber, aber Betty küsste es weg. Sie nutzten die vollen drei Wochen weidlich aus. Als das Ende von Ritas Schulung nahte, sah ihn Betty lange an und sagte dann schlicht: »Von mir erfährt sie nichts.« Und lächelte. Paul, geübt im Lügen wie kein Zweiter, freute sich über Ritas Rückkehr. Man feierte das Wiedersehen und zu seinem freudigen Erstaunen nun auch ohne Höschen.

Dass Paul von da an hin- wie hergerissen war, machte ihm gerechterweise zu schaffen. Bis Rita ihm den Laufpass gab.

Ehe er sich's besann, waren die drei Jahre Lehrzeit um, und er erhielt wieder einmal ein Zeugnis. Ein gutes diesmal. Mutti fuhr damit zurück in die Heroldstraße und zeigte es den Erzfreundinnen, sogar der alten Gericke, die ihre Nase eh schon im Treppenhaus hatte und jedem, der ihr sonst über den Weg lief.

»Mein Sohn studiert jetzt Architektur!« Alles ihre Erziehung ...

»Gleich Montag meldest du dich zur Fachoberschule an, ja?«, bedrängte sie Paul. »Da holst du dann nach, was du auf der Schule verschlampt hast, und schon steht einem Studium nichts mehr im Weg.«

Paul hätte gern Häuser gebaut, die hell waren, geradezu von Licht durchflutet, sodass sich kein Kind, das die Treppen hinauf lief, fürchten musste, weil die funzelige Beleuchtung erlosch. Er hätte gern

Wohnungen entworfen, in denen so viel Platz war, dass jeder, der von den anderen eine Pause brauchte, seine Tür hinter sich zumachen konnte, und er dachte überhaupt gern über die Häuser und Gebäude nach, die er hätte bauen können. Letzten Endes konnte er sich aber nicht durchringen, noch einmal die Schulbank zu drücken. Er hatte sich daran gewöhnt, sein eigenes Geld in der Tasche zu haben, auch wenn es nur ein paar Pfennige waren, und noch mehr hatte er sich daran gewöhnt, sich an seinem Zeichentisch ein wenig wie sein eigener Herr zu fühlen. Sein Chef ließ ihn sein Ding machen, nahm ihn ernst und vertraute ihm. Paul hatte nicht die geringste Lust, sich nach diesen drei Jahren wieder als Schuljunge zu fühlen und sich von jedem herumkommandieren zu lassen.

»Ich will lieber erst ein bisschen arbeiten«, sagte er. Offenbar hatte er deutlich gemacht, dass sein Entschluss feststand, denn seine Mutter veranstaltete zwar ihr übliches Gezeter, doch sie versuchte nicht, ihn umzustimmen.

Paul sandte Bewerbungen aus und hatte gleich mit der ersten Erfolg. Ein kleines Architekturbüro – Förster & Förster – stellte ihn als Bauzeichner ein. Die beiden Brüder führten das Büro gemeinsam. Sie ergatterten zwar keine großen Aufträge, sondern entwarfen vorwiegend Einfamilienhäuser und Anbauten, aber sie waren schwer in Ordnung, und es machte Spaß, für sie zu arbeiten. Wenn er aufsteigen, »es zu etwas bringen« wollte, konnte er dort nicht bleiben, lag ihm Mutti in den Ohren, aber Paul merkte, dass ihre Tiraden ihn immer weniger berührten.

So wie er ihr längst über den Kopf gewachsen war, schien er aus ihrer Reichweite hinauszuwachsen. Zwar würde er erst in drei Jahren, mit einundzwanzig, vor dem Gesetz volljährig werden, aber er tat schon jetzt nur noch das, was er wollte. Ob er »es zu etwas bringen« wollte, wusste er nicht. Er hätte nicht einmal zu sagen vermocht, was dieses »etwas« überhaupt war.

Sein Leben genießen, das wollte er. Und dafür bildete die Stellung bei den beiden Architekten-Brüdern genau die richtige Basis.

»Was später ist, werde ich dann ja sehen«, erklärte er Bernd, als sie mal wieder auf der Garagenmauer saßen. »Wenn mir die Arbeit nicht mehr genügt, mache ich eben etwas anderes.«

»Und wenn du nichts anderes findest?«, fragte Bernd, der eine Lehre als Drucker absolvierte und sich über alles Mögliche Sorgen machte.

»Irgendetwas werde ich schon finden«, sagte Paul.

»Du weißt aber nicht, ob es etwas ist, das dir gefällt«, gab Bernd zu bedenken.

»Nein, aber ich weiß, dass ich damit zurechtkommen werde«, erwiderte Paul, ohne nachzudenken.

Erst als er die Worte ausgesprochen hatte, erkannte er, wie zutreffend sie waren. Er lebte in der Gegenwart, genoss den Augenblick und hatte vor der Zukunft keine Angst, weil er sich sicher war, mit dem, was das Leben ihm schenkte oder was es ihm in schlechten Momenten vor die Füße warf, zurechtkommen zu können.

Ein wenig dachte er dabei auch an all die Kinder im Krankenhaus, die sich aus Angst vor dem Tod ihren Rest Leben aus dem Leib geschrien hatten. Dafür, dass er mit dem Leben davongekommen war, war er immer dankbar, auch wenn er nicht wusste, wem.

»Vielleicht ist das so, weil du wie dieses kleine Menschlein aus dem Alten Testament bist, das in seinem Körbchen ausgesetzt und irgendwo angeschwemmt wird«, sagte seine bayrische Tante Hannah, von der er inzwischen wusste, wie gerne sie ihn behalten hätte, und bei der er nach so vielen Kindheitssommern noch einmal zwei Wochen Urlaub verbrachte. »Um zu überleben, hast du eben nehmen müssen, was du kriegen konntest, und musstest das Beste daraus machen. Und das machst du gut.«